

Kritische Spaziergänge.

XV. Ein Abenteurer und sein Werk.

Untersuchungen und Feststellungen von P. Ansgar Pöllmann, O. S. B.

V.

„Auf fremden Pfaden.“

Zur elften Auflage (66.–70. Tausend) des ersten Bandes der „Gesammelten Reiseerzählungen“ („Durch die Wüste“) schreibt „der Herausgeber und Verleger“ ein neues Vorwort, da ihm das erste „überlebt“ erscheint, und „um besonders auch die großen, inneren Erfolge dieser Bücher hiermit zu konstatieren“. Ganz nebenbei bemerkt: wer seinen May ein wenig kennt, der fühlt schon an diesem einen Satz mit der in den berüchtigten Annoncen und Flugblättern so oft wiederkehrenden Formel nur allzu deutlich, wer dem Verleger die Feder geführt hat. Kein anderer als die alte Schmetterfaust von Radebeul.

In diesem neuen Vorwort heißt es nun: „Wenn ich diese Erfolge, diese Wirkungen auf Geist und Seele aus den täglich eingehenden Briefen ersehe, so frage ich mich oft: Wo hat Karl May das alles her, was er den Hunderttausenden seiner Leser spendet? Können ihm, dem am 25. Februar 1842 in Ernstthal geborenen blutarmen Weberssohne, dem Kinde der Entbehrung, des Kummers und der Sorge, diese Schätze angeboren sein? Oder hat er sie von jenem stolzen Baume pflücken dürfen, den man den Baum der ‚akademischen‘ Erkenntnis nennt? Nein. Das Ideal des Knaben war allerdings, Schriftsteller zu werden; aber nach vollendeter Volksschule konnte nur durch die größten Opfer der Besuch zweier Lehrerseminare ermöglicht werden. Dann mußte der eiserne Fleiß des Autodidakten eingreifen, um den Volksschullehrer in einen Volksschriftsteller zu verwandeln. Er hat also das, was er jetzt gibt, auch von keiner hohen (!) alma mater geerbt. Woher er es nimmt, man weiß es nicht, es ist sein Geheimnis. Daß er es aber hat, und daß er es gibt, das wissen alle, die seine Bücher so lesen, daß sie sie auch verstehen.“

Herr Fehsenfeld wird sehr erfreut sein, nun endlich, nach dreißig vollen Jahren die ihn quälende Frage gelöst zu sehen. Gott sei Dank, der Schleier ist von dem „Geheimnis“ weggezogen, und wir wissen endlich, „woher er es nimmt“.

Im „Prager Tageblatt“ meint ein Dr. Sättler, der sich selbst als „Orientalisten“ bezeichnet, und den Karl May in dem von ihm an alle Zeitungen versandten Sonderabdruck zu einem „bekannten Orientalisten und Lehrer der orientalischen Sprachen“ hinaufhimmelt*: „Der Benediktinerpater kündigt auch Enthüllungen über angebliche Plagiate Mays an; darauf darf man nun wirklich gespannt sein. Ein Schriftsteller mit so produktiver Phantasie wie May ist doch gewiß nicht auf dergleichen erbärmliche Mittel angewiesen.“ Für die Wirklichkeit von Mays Reisen beruft sich Sättler [(und manch anderer mit ihm) auf Zuschriften Old Shatterhands aus fernen Ländern. Nun, May begann seine schriftstellerische Laufbahn 1879 und will seine Reisen vorher gemacht haben. Warum May aber von 1870–1880 keine Auslandsreisen machen konnte, davon wird noch ausführlicher die Rede sein. Dieses Jahrzehnt war nämlich die Zeit seiner größten Selbsthaftigkeit. Die ersten Zuschriften aus fernen Ländern stammen alle aus dem Jahre 1899, also dem Jahre, da die „Reiseerzählungen“ so ziemlich abgeschlossen waren; sie sind datiert aus Cairo und Colombo, übrigens wie Cardauns meinte, ganz zivilisierten Gegenden. Herr May fühlte damals, gezwungen durch die öffentliche Kritik, das Bedürfnis – so behauptete mit Recht die „Frankfurter Zeitung“ – die Länder seiner Erzählungen auch selbst einmal in Augenschein zu nehmen. Im Jahre 1899 hat May zum erstenmale die Grenzen des deutschen Vaterlandes überschritten (das nahe Prag rechnen wir dem Dresdener nicht besonders an). Diese Ansichtspostkarten waren teuer, aber sie waren ihm ja pränumerando recht gut bezahlt worden.

Wir wissen, daß May die Wirklichkeit seiner Reiseerlebnisse nicht nur in seinen Werken selbst verfochten hat, wo man schließlich immer noch mit einem künstlerischen Trick zur Erhöhung der Illusion rechnen könnte, sondern auch im bürgerlichen Leben, mündlich und schriftlich.

Max Dittrich, der arme Strohhalm Mays, nennt seinen Gönner (S. 83) den „gewissenhaftesten Realisten“ und ist überzeugt, (S. 101) [„daß er jeden Schritt, den er beschreibt, auch selbst gegangen ist, daß jedes

* Diese unwissenschaftliche Kampfesweise hat May seinen Adepten rückhaltlos vererbt. So läßt der schon zitierte Pieper im „Düsseldorfer Tageblatt“ (6. Februar 1910, Nr. 36 „Der Streit um Karl May) folgende „pädagogische Kapazitäten ausmarschieren“: Franz Weigl, Direktor Auer, Dr. Freytag, Dr. Flemisch, Dr. Krapp, Dr. Hugo Eik, Dr. Birknek.

Haus, jeder Stein, jeder Strauch, jeder Baum, jeder Mensch, welchen er schildert, wirklich existiert.“

Und nun wollen wir einmal dem neuesten Lobredner Mays, dem Dr. phil. A. Droop das Wort lassen („Karl May. Eine Analyse seiner Reiseerzählungen.“ Cöln-Weiden 1909. S. 113 f.): „Zunächst die Vorfrage: hat May die Länder betreten, in denen die von ihm erzählten Abenteuer spielen? Diese Frage wäre ohne weiteres zu bejahen, wenn May Gebiete erforscht hätte, die der europäischen Wissenschaft bislang unbekannt gewesen wären; dies ist aber, soweit ich es zu übersehen vermag, nicht der Fall. Es muß also die Möglichkeit zugegeben werden, daß May aus den Berichten von Forschungsreisenden das ihm nötig erscheinende geographische, ethnographische und naturwissenschaftliche Material ausgezogen und mit mannigfachen, seiner Phantasie entsprossenen Abenteuern und Personen zu den vorliegenden Erzählungen verbunden hat. Diese Ansicht hätte zur notwendigen Voraussetzung, daß Karl May ein phantasiereicher Mensch wäre, und ein solcher würde in seinen Schriften eine phantasiemäßige Darstellung anwenden. Nun ist aber Mays Milieuschilderung nicht nur nicht phantasievoll, sondern durchaus nüchtern, und sie erweckt durch den Mangel jedes schmückenden Beiwerkes die Vorstellung vollkommen realer Naturwahrheit. ... Da wir ihm nun unmöglich die Kraft der inneren Anschauung zutrauen können, wie Schiller sie im ‚Tell‘ oder etwa Frenssen in ‚Peter Moors Fahrt nach Südwest‘ gezeigt haben – und zwar wieder aus dem Grunde seiner phantasielosen Nüchternheit – so müssen wir annehmen, daß er die Dinge, von denen er erzählt, wirklich gesehen hat, also tatsächlich an Ort und Stelle gewesen ist.“ So weit Droop.

Wie oft hat May über die „Herdentouristen“ mit den Cook-Billets seine Witze gerissen, und wie oft hat er die wissenschaftliche Forschung von seiner Stube aus verhöhnt. Jetzt hat ihn die Nemesis getroffen. Hören wir einmal eine solche Auslassung des Herrn May („Im Reiche des silbernen Löwen.“ 3. Bd. 21–25. Tausend. S. 31 f.): „Ich bewege mich nicht auf den breitgetretenen, ungefährlichen Wegen anderer, denn ich will die Bücher, die ich schreibe, nicht mit den Resultaten wohlfeiler Erkundigungen füllen, sondern nur das erzählen, was ich selbst erlebt, geprüft und gesehen habe. Ich bin keiner der subventionierten Herren, welche unter hohem Schutze mit großem, Aufsehen erregendem Trosse bequeme Pfade ziehen und dann, wieder heimgekehrt, einen Vortrag auswendig lernen, um mit ihm, Stadt für Stadt abklopfend, Geld zu machen.“ – Welchem ehrlichen Menschen steigt da nicht der Zorn unter die Haarwurzeln! Dieser Kärrner, der etwas zu tun hat, weil Könige bauten, sammelt den klingenden Lohn für die mühevollen Abenteuer mutiger Gelehrter, indem er sich nicht scheut, deren geistiges Eigentum mit frecher Hand zu stehlen, und spuckt dabei zynisch in die Quelle, aus der er trank!

Aber wir müssen noch mit dem eigenen Urteil zurückhalten. Nur die Dokumente sollen vorerst reden.

Droop bezeichnet May als phantasielos. Da ihm nun das Werk Mays als ein geschlossenes Ganzes erscheint, May aber, wenn er aus verschiedenen Quellen geschöpft hätte, sicherlich eine verzettelte Darstellung zur Schau tragen müßte, so kann es nicht anders sein: May hat alle seine Erzählungen wirklich erlebt. Nun aber habe ich bereits bewiesen, daß May all sein geographisches und ethnographisches Material gestohlen hat; was folgt daraus? Erstens, daß May nicht gereist ist, zweitens, daß sich seine Phantasielosigkeit doppelt bestätigt und drittens, daß sein Werk ein geschlossenes Ganze niemals sein kann. Droop merkte die allzeit wechselnde Verschiedenartigkeit des Stiles in Mays Reiseerzählungen wirklich nicht? Dann sollte er wahrhaftig die Finger von der literarischen Kritik weglassen. Denn diese Stilzerrissenheit ist geradezu erschreckend. May rühmt sich bekanntlich, sein Geschreibsel ohne jede Durchsicht und Korrektur in die Druckerei zu senden; seine Romane hat er dem „Deutschen Hausschatz“ stückweise von Heft zu Heft übermittelt. Sollte sich schon das allein nicht fühlbar machen? May ist zudem ein wirrer, unklarer Kopf, ohne jedes logische Gefühl; ihm fehlt genau soviel zum Künstler, wie ihm fehlt zum Manne der Wissenschaft: die grundlegende Wahrheitsliebe, vor der das eigene „Ich“ bescheiden zurücktritt.

Einem Einwurf müssen wir aber, obwohl wir dem „Pädagogen“ May noch ein eigenes Kapitel zugedacht haben, sofort kurz entgegentreten: auf der einen Seite nennen wir May phantasielos, auf der anderen Seite warnen wir vor ihm als einem Phantasieverderber. Wie reimt sich das zusammen? Leider nur zu gut. Eben weil Herr May jede geordnete Phantasie der wahren künstlerischen Anschauung abgeht, und weil er diese fehlende innere Kraft durch plumpe Übertreibung und Häufung äußerer Einzelzüge zu ersetzen sucht, eben durch diesen Schein von Kunst, durch diesen „Kultus der Unwahrheit“ (Frankfurter Zeitung) ist er zu einem typischen Ruin der deutschen Phantasie geworden.

May will keine künstlerisch abgerundeten Romane in Kunstform bieten, sondern nur Erzählungen von

zufälligen Erlebnissen. Die gewöhnlichen Erlebnisse in fremden Ländern sind also sein Hauptstoff und auch das, was ihm seinen Ruhm eingebracht hat. May rühmt ihm bekanntlich nach, die ethnographischen Belehrungen im bewegten Fortschritte spielend an den Mann zu bringen. Das andere Teil seiner Phantasie, jene rohen Handgemeinheiten, jene stereotypen Gefahren und ebenso stereotypen Lösungen, hat mit den jeweiligen topographischen Verhältnissen keinen inneren wesentlichen Zusammenhang: ein kaffrisches Abenteuer lautet ganz genau wie ein singhalesisches; die Haddedihn, die Kurden, die Apachen leben alle an denselben Schnüren ihres großen Puppenspielers May. Sie alle sind, wo ihre rein ethnographische Beschreibung aufhört, ganz waschechte Radebeuler.

Und diese ungeheure Kluft in den Erfindungen Mays sollte noch niemandem aufgefallen sein? Das wäre aber gar zu traurig. Zwei verschieden gebaute Felder bilden Mays Domäne: auf dem einen haben wir die entzückenden Vorkommnisse des laufenden Tages im Getriebe eines Volkes, auf dem anderen die rohen Burlesken oder Renommisterei. Diese beiden, gerade entgegengesetzten Erzeugnisse konnten unmöglich von demselben Autor herrühren. Und so ist es auch. Das Rohe in Mays Werken, das gehört Herrn May voll und ganz: es wiederholt sich von Band zu Band. Aber jene eingestreuten, fortlaufenden, zusammengehörigen ethnographischen Beobachtungen hat May aus den Werken der Gelehrten gestohlen. Ihre scheinbare stilistische Gleichheit beruht auf dem Gemeinsinn jener Forscherkünstler, die die leisesten Erzitterungen der „Menschheitsseele“ zu belauschen vermochten.

Zum Beweise, daß Karl May nicht nur in trockenen ethnographischen Beschreibungen von seinen „Vorbildern“ abhängig ist, muß ich noch einmal einen Stoß von Plagiaten meinen Lesern vorlegen. Sie werden daraus deutlich erkennen, daß gerade das Beste, das Poetische an May fremdes Eigentum ist, und daß jene schaukelnden Wellen auf dem Meere des Völkerlebens, deren Spiel so manchen Geist eingelullt hat, vom Hauche ganz anderer Schöpfer bewegt wird. Wir halten uns dabei nur an den Kiang-lu.

Vor allem redet May nur ganz vereinzelt von dem, was die höchste Blüte des Völkerlebens und -webens ausmacht: von Kunst und Kultur. Und da, wo es einmal ausnahmsweise geschieht, wird uns nichts als ein verständnisloser Abklatsch von wissenschaftlichen Beobachtungen anderer geboten. So ist die Beschreibung einer chinesischen Schnitzarbeit (Kiang-lu S. 135) nur eine übertreibende Ummodelung der Angaben bei Heine (S. 160 f.). Gerade diese Übertreibungen, dieses Arbeiten in öden Gegensätzen erscheinen als der treffendste Beweis von Mays künstlerischem Unvermögen und seiner Stillosigkeit. Jedem Erzieher muß einleuchten, welche Gefahren ein solcher Mangel an Abklärung mit sich bringt. Erziehen heißt Ordnen, Klarmachen; ein unerzogener, regelloser Empfindungsrenommist kann nicht erziehen.

Schauen wir uns einmal die Beschreibung der Stadt Hongkong näher an. Die rein geographischen Angaben sind aus Heine „herübergewonnen“, aber um der seichten May-Leser willen verflacht. Wie das May macht, soll folgende Gegenüberstellung zeigen.

May, S. 145:

„Hongkong wurde von den Engländern als Ort ihrer Niederlassung mit jenem praktischen Scharfblick gewählt, welcher dem britischen Inselvolke so sehr zu eigen ist. Die Insel, auf deren Nordseite es liegt, ist sehr gebirgig und hat ungefähr achtzehn bis zwanzig englische Meilen im Umfange. Die Lage dieser Insel gewährt dem geräumigen Hafen den Vorteil zweier Eingänge, die sich gegenüberliegen, so daß also beinahe bei jedem Winde gefahrlos eingelaufen werden kann. Das Wasser des Hafens ist so tief, daß Schiffe von fünfzehn Fuß Tiefgang in ganz geringer Entfernung vom Lande ankern können. Ein weicher, zäher Lehmboden gibt ausgezeichneten Ankergrund bis dicht an die Küste, und die hohen Berge, welche das Hafentassin umgeben, gewähren guten Schutz gegen die hier so häufigen Herbst- und Winterstürme.“ –

Heine, S. 96:

„Hongkong kann, wie alle von den Engländern in der Neuzeit in Besitz genommenen Häfen in Bezug auf die für einen solchen erforderlichen Eigenschaften, kaum günstiger gewählt sein. Seine Lage auf der Nordseite einer, etwa 18 bis 20 Miles im Umkreise messenden gebirgigen Insel, inmitten eines ebenfalls gebirgigen Archipels, gewährt dem sehr geräumigen Hafen den Vorteil zweier sich gegenüberliegender Eingänge, sodaß beinahe bei jedem Winde gefahrlos eingelaufen werden kann. Das Wasser ist gehörig tief, sodaß Schiffe von 15 Fuß unter Wasser in ganz geringer Entfernung vom Lande ankern können, ja selbst Schiffe von 25 Fuß ankern nur 300 bis 400 Yards weit. Ein weicher, zäher Lehmboden gibt guten Ankergrund bis dicht an die Küste, und ein Schiff, das seine Anker schleppte oder verlöre und auf die Küste getrieben würde, dürfte kaum wesentlichen Schaden zu befürchten haben, wenn nicht schon überhaupt die 800–1000 Fuß hohen Berge, welche das

Hafenbassin umgeben, nach allen Seiten hin genügenden Schutz gegen den, im Herbst und Winter in diesen Gewässern große Verheerungen anrichtenden Typhon gewährten.“ –

Da Heine nun durch Hongkongs Straßen spaziert, so tut der „erfindungsreiche“ Herr Karl May das gleiche.

May, S. 145:

„Wir spazierten miteinander durch die Straßen der chinesischen Stadt. Sie waren meist schmutzig, stinkend und kloakenhaft. Wir fanden enge, dunkle Gassen und Gäßchen, in denen sich eine nicht sehr appetitlich aussehende Bevölkerung hin und her drängte, kleine Bambushäuschen, deren unteres, offenes Stockwerk meist als Verkaufslokal dient, dahinter ein paar finstere Gemächer und eine schmale Treppe, die nach oben führt, wo die etwas vorspringenden Schlafgemächer sind. Die Läden sind nach ihrer ganzen Breite hin offen und gestatten einen Blick in das innere Familienleben.“ –

Heine, S. 98:

„Mich speziell als Künstler hat der Anblick von englisch-gothischen Gebäuden hier in Hong-kong unangenehm berührt, noch mehr aber der höchst unästhetische Anblick der schmutzigen, stinkenden, kloakenhaften Stadtteile, die der chinesischen Bevölkerung zum Aufenthalte dienen. Enge, dunkle Gassen und Gäßchen, in denen sich eine, oft höchst unappetitliche Bevölkerung geräuschvoll hin und her drängt, kleine Häuschen, deren unteres Stockwerk meist als Verkaufslokal dient, dahinter ein paar finstere Gemächer und eine schmale Treppe, die nach dem oberen, einige Fuß über das untere vorspringende Stockwerk führt, welches die Schlafgemächer enthält. Gegessen und gelebt wird meist in den Läden selbst, deren ganze Breite nach der Straße hin offen ist und einen Blick in das innere Familienleben gestattet.“ –

Nun setzt natürlich die Beschreibung des bunten Straßenlebens ein. Kann es eine willkommenere Gelegenheit für einen Künstler geben, die Farben der äußeren mit den Formen der inneren Anschauung in gemeinsamem Spiele zu verbinden? Gewiß wird May seiner vielberühmten Phantasie jetzt freien Lauf lassen. Aber nein; der große „Fabulist“ zieht es vor, in die einige Jahrzehnte alten Fußstapfen Heines zu treten. Mays Beschreibung des Hongkonger Stadtlebens (S. 145 und 146) ist nur eine schlechte Nachäffung der Schilderungen Heine. Wenn Herrn May die äußere Erfahrung gebrach, so hätte man von ihm die innere Intuition erwarten sollen: anders vermag er auf den Namen eines Künstlers keinen Anspruch zu machen. Aber es fehlt ihm die eine wie die andere. Was May seinem Vorbilde zuzufügen hat, sind nur die stilistischen Flüchtigkeiten des Abschreibers. Selbst die Beobachtungen und Vergleiche der allgemeinsten Art rupft Old Shatterhand auf seinen „fremden Pfaden“ aus den mühsam gepflegten Gärten rechtmäßiger Besitzer, wie folgendes Beispiel dartut:

May, S. 146:

„Ihm gegenüber arbeitet ein Schneider, grad so auf seinen untergeschlagenen Beinen hockend wie unsere einheimischen ‚Tailleurs‘; dieses Genus besitzt ja überhaupt in allen Erdteilen eine unleugbare Familienähnlichkeit.“ –

Heine, S. 98:

„Hier ein Schneider mit einigen Gesellen auf seinen untergeschlagenen Beinen hockend, welches Genus der menschlichen Gesellschaft doch in allen Ländern, die ich gesehen, eine ganz merkwürdige Familienähnlichkeit besitzt.“ –

Neben dem Schneider hat May auch den Schuster, den Geldwechsler und die Garküche „übernommen“.

Heine beschaut sich alsdann die äußere Umgebung der Stadt, ebenso der Weltumsegler May; während aber jener eine Schilderung des „Wasserlebens“ sich auf einen Besuch in Kanton aufspart, zieht May es vor, sein Plagiat aus Heine über die Handels- und Kriegsdtschunken (vgl. unseren Aufsatz in Nr. 3) hier schon anzubringen. (S. 148–149). Da aber Heine in seinen Auslassungen über die Gebäude Hongkongs etwas weitläufig wird, so findet May eine „Anleihe“ aus Huc und Gabet für ersprießlicher.

May, S. 149 f.:

„Pagoden sind in fast unglaublicher Menge über ganz China zerstreut, und man findet wohl kein Dorf, welches nicht wenigstens eines dieser Gebäude aufzuweisen hätte. Die Chinesen erzählen, daß es in Peking mit Umgebung zehntausend Pagoden gebe, doch soll diese Zahl wohl nur „sehr

Huc und Gabet, S. 241 f.:

„Pagoden oder Götzentempel sind in fast unglaublicher Menge über ganz China zerstreut; man sieht kaum ein Dorf, das nicht mehr als eine Pagode hätte; man findet sie an den Landstraßen, mitten in den Feldern, kurz überall. In Peking und der nächsten Umgegend sollen zehntausend d. h.

viele“ bedeuten. Man findet sie an den Landstraßen und Flüssen ebensowohl, wie mitten in den Städten, Ortschaften und Feldern.“ u. s. w.

eine ungeheure Menge, vorhanden sein.“ u. s. w.

Herr May geht aber noch weiter: er sieht Heine auch die Art seines Lebens ab, ganz „wie er sich räuspert und wie er spuckt“. Und was Heine erlebt hat, wird bei May zu einem wesentlichen Teile im Fortschritte der Erzählung. Beide, Heine wie May, haben – um ein Beispiel vorzuführen – eine chinesische Mahlzeit gehalten, die beiden gleich gut gemundet hat. Alsdann:

May, S. 236:

„Auf meine an den Kellner gerichtete Erkundigung brachte dieser einige echte Manila, welche der Kapitän ausgezeichnet fand. Was mich betraf, so zog ich es vor, eine chinesische Wasserpfeife zu versuchen. Der Kopf derselben hatte etwa die Größe eines Fingerhutes und mußte daher öfters gefüllt werden; der Tabak aber war gut, stark und etwas süßlich.“ –

Heine, S. 127:

„Nach den Essen ward von meinen Tischgenossen die köstliche Manillacigarre in Brand gesetzt, ich aber machte einen Versuch mit einer chinesischen Wasserpfeife. Dieselben sind von Metall, der Kopf kaum größer als ein Fingerhut. Ein Diener füllt ihn aus einer kleinen Dose, hält einen brennenden Fidibus darüber, und nach etwa 5–6 Zügen nimmt er ihn schon wieder weg, um ihn aufs neue zu füllen. Der Tabak war leicht, etwas süßlich, doch wohlschmeckend.“ –

Die einzige Meinungsverschiedenheit zwischen beiden Rauchern besteht nur darin, daß Heine den chinesischen Tabak „leicht“, May aber „stark“ findet, und daß May seinen Tee vor dem Rauchen trinkt, während Heine betont: „Der Tee kam etwas später.“ Dieses Beispiel zeigt auch, wie wenig sich die Leser auf eine gründliche, genaue und gewissenhafte Wiedergabe fremder Autoren bei May verlassen können. Doch davon wird der nächste Aufsatz einige verblüffende Proben bringen. Nach der Mahlzeit schildert May ein Leichenbegängnis, wieder ein willkommenes Bild für einen phantasiereichen anschauungsvollen Künstler. Leider hat ihm Heine wiederum das Beste vorweggenommen:

May, S. 239:

„Voran schritten mehrere Männer mit bunten Fahnen und Standarten; dann folgten drei Bahren, auf denen Götterbilder getragen wurden. Hinter diesen kam eine Musikbande, welche auf Flöten, Gongs und Kesselpauken einen bedeutenden Lärm erzeugte. Andere Personen trugen Räucherpfannen, Schwärmer und allerhand kleines Feuerwerk, welches trotz der Enge der Straßen und der Feuergefährlichkeit der Bambushäuser abgebrannt wurde. Dann folgte die Totenbahre, an welcher der Sarg, an Seilen schwebend, befestigt war. Hinter dem Sarge schritt ein Bonze, und ein bunt durcheinander gewürfelter Haufe von Leidtragenden bildete den Schluß.“ –

Heine, S. 149 f.:

„Vorauf schritten mehre[re] Männer mit Standarten und bunten Oriflammen; dann folgten hinter einander zwei Bahren, auf denen Götterbilder getragen wurden. Diese waren von einer Art Musikbande umgeben, teils auf langen, Oboen ähnlichen Instrumenten blasend, teils Gongs und kleinere Kesselpauken schlagend. Wieder andere Personen trugen Rauchpfannen, Schwärmer und allerhand kleines Feuerwerk in den Händen, das sie in Intervallen abbrannten. Hierauf folgte die Totenbahre, an welcher der Sarg, aus runden Planken gezimmert, zwischen Stangen an Seilen schwebend, getragen ward. Hinter der Bahre schritt ein Priester, und eine Schaar Leidtragender bildete den Schluß.“ –

Und weiter: die lebhaftere Schilderung eines chinesischen Besuches und seiner Höflichkeitsformel, in den Gang der laufenden „Erfindung“ gebracht, (S. 255 f.) stammt aus Huc und Gabet (S. 126); ebenso die Beschreibung der Palankinträger (May, S. 270; Huc und Gabet S. 6).

Wo ich von den mehr „poetischen“ Seiten des „Kiang-lu“ rede, darf ich ein ganz eigenartiges Plagiat Mays nicht übergehen. In Huc und Gabet (S. 76 ff.) wird im Anschluß an die Erwähnung einer chinesischen Parkanlage ein lyrisch-bukolisches Gedicht besprochen, das den Premierminister Sse ma kuang (Ende des elften Jahrhunderts) zum Verfasser hat. Das „köstliche Bruchstück“ wird (Seite 76–80) in wörtlicher Übersetzung mitgeteilt, „da es zugleich den Charakter des Dichters selber kennen lehrt.“ Karl May ließ sich diese Perle natürlich nicht entgehen; er „übersetzte“ es als Gast eines „chinesischen Grafen“. (Kiang-lu S. 280–286.) So interessant ein Vergleich im Ganzen auch wäre, so mangelt uns hier leider der Raum, und wir müssen uns mit Stichproben begnügen. May empfand die Notwendigkeit, dies Stück der klassischen Dichtung Chinas („Der Garten des Sse ma kuang“) besonders liebevoll zu behandeln und der Übertragung einen lyrischen Schwung zu geben. Daher hat er seine Vorlage etwas freier behandelt: aber einerseits hat er

ihren Stil nicht viel und nicht überall gebessert, andererseits wurde unter seiner Hand die ursprüngliche Verdeutschung durch ungenaue Wiedergabe um ihren literarhistorischen Wert gebracht.

May, S. 289 f.:

„Andere Menschen mögen Paläste bauen, in denen sie ihre Sorgen einschließen oder ihren Eitelkeiten fröhnen; ich aber habe mir eine liebliche Einsamkeit geschaffen, um meine Mußzeit angenehm zu verbringen und meine Freunde bei mir zu sehen.

Dazu habe ich nicht mehr als zwanzig Morgen Landes gebraucht.

In der Mitte desselben liegt ein sehr großer Saal, in welchem ich fünftausend Bücher verwahre, um mit der Weisheit reden und mit den alten Gelehrten verkehren zu können. Gegen Mittag liegt, umgeben von Wasser, ein kleinerer Saal, ummurmelt von einem Bache, der von den westlichen Hügeln herabspringt. Er bildet ein tiefes Bassin, aus welchem fünf Wasser fließen, auf denen unzählige Schwäne segeln.“ –

Huc und Gabet, S. 76 f.:

„Mögen andere Paläste bauen, um in denselben ihren Kummer einzuschließen oder ihre Eitelkeit zu entfalten. Ich habe mir eine Einsamkeit geschaffen, um meine Mußzeit angenehm zu erleben, und mich mit meinen Freunden zu unterhalten. Dazu haben zwanzig Morgen Landes genügt. In der Mitte liegt ein großer Saal; in demselben habe ich fünftausend Bände aufgestellt, damit ich die Weisheit befragen und mit dem Altertum verkehren könne. Nach der Mittagsseite liegt ein kleinerer Saal, umgeben von Wasser, das ein von den Hügeln im Westen herabplätschernder Bach bringt. Es bildet ein tiefes Becken, aus welchem fünf Arme abzweigen, wie die Pranken eines Leoparden; auf ihnen spielen unzählige Schwäne.“ –

Schon ein Vergleich dieser Einleitung zeigt Mays Flüchtigkeit und Ungenauigkeit. Er geht an so ein uraltes Literaturdenkmal nicht mit der Ehrfurcht des Künstlers heran, ihm mangelt die Achtung vor der Wahrheit. Das chinesische Gedicht spricht von „Rubinen“ der Morgenröte, May macht „Edelsteine“ daraus; „voller Blumengewinde“ sagt die Vorlage, „die von Blumen duftet,“ heißt es weniger scharf bei May.

May, S. 281:

„Der dritte Bach schlägt einen Bogen um einen einsamen Portikus herum und bildet dort eine niedliche Insel, deren Ufer mit Sand, Muscheln und glänzenden Kieselsteinen verziert sind. Ein Teil dieser Insel ist mit immergrünen Bäumen bepflanzt, und auf dem andern steht eine Hütte von Rotang, wie sie unsere Fischer haben.“

„Die beiden letzten Bäche scheinen einander zu suchen und dennoch zu fliehen. Sie plätschern am Rande einer blumenreichen Wiese dahin, welcher sie Labung spenden. Zuweilen treten sie aus ihrem Bette und bilden kleine Weiher, welche von grünendem Rasen umschlossen werden. Dann verlassen sie die Wiese, bilden schmale Rinnen, brechen sich durch ein Labyrinth von Felsen, welche ihnen den Weg streitig machen. Dann entfliehen sie, tief rauschend oder silberne Wellen bildend, in engen Windungen durch den Ausgang.“ –

Seite 282:

„Nördlich von dem Büchersaale liegen mehrere einzelne kleine Häuser, teils auf Hügeln, von denen einer über den andern blickt, wie die Mutter über ihre Kinder, teils sich an Bergabhängen anlehnend. Mehrere von ihnen blicken auch versteckt aus kleinen Talschluchten hervor.“ –

Seite 283:

„Man gelangt sehr leicht von einer Insel zur andern, in dem man über Steine schreitet oder über kleine Brücken geht, welche ganz nach Zufall und dem gegebenen Raume im Zickzack oder in gerader Linie verteilt sind.“ –

Huc und Gabet, S. 77:

„Die westliche Abteilung zieht im Bogen nördlich um einen alleinstehenden Portikus herum und bildet dort eine kleine Insel, deren Ufer mit Sand, Muscheln und verschieden farbigen Kieselsteinen bedeckt sind; ein Teil ist mit immergrünen Bäumen bepflanzt, in einem anderen steht eine Rohrhütte, wie die Fischer sie haben.“ –

„Die beiden anderen Abzweigungen scheinen einander aufzusuchen und doch zu fliehen; sie murmeln am Abhang einer blumigen Wiese dahin, welcher sie Erfrischung spenden. An manchen Stellen treten sie aus ihrem Bett, und bilden kleine, von grünem Rasen umschlossene Teiche. Dann verlassen sie die Wiese, ergießen sich in schmale Rinnen, brechen und verlieren sich in einem Labyrinth von Felsen, welche ihnen den Durchgang streitig machen. Dort rauschen sie tief, und entfliehen als Schaum oder in silbernen Wellen durch die Windungen, welche ihnen einen Ausgang ermöglichen.“ –

„Im Norden des großen Saales liegen mehrere kleine Häuser zerstreut, teils auf Hügeln, deren einer über dem andern ragt, wie die Mutter über ihre Kinder, teils an Bergabhängen angelehnt. Manche stehen auch in kleinen Talschluchten und sind nur zur Hälfte sichtbar.“ –

S. 78.

„Man gelangt mit Leichtigkeit von einem Eilande zum andern, teils über Steine hinweg, teils über kleine Brücken, die wie der Zufall es eben wollte, verteilt sind, in Bogenspannung, oder im Zickzack oder in gerader Linie, je

„Dort steht ein sehr einfaches Häuschen.“ –
Seite 284:

„Oft lege ich, während ein breiter Strohhut mich vor den Sonnenstrahlen schützt, bei der Fischerinsel an.“ –

nach dem Raum.“ –

„Das Ruhehaus dort ist ganz einfach.
S. 79.

„Manchmal lege ich bei der Fischerinsel an; ein breiter Strohhut schützt mich vor den Sonnenstrahlen.“

Zwei Dinge zeigen sich auch in diesen geringen Proben: erstens die sklavische Abhängigkeit Mays von seiner Vorlage und zweitens seine Sucht, jedes bedeutende Wort durch ein Synonymon zu ersetzen. Dabei aber fehlt dem Abschreiber jedes Gefühl für das Lyrische und Stimmungsvolle des Originals. In der wundersamen Sprache der kleinen Behauptungssätze arbeitet die chinesische Poesie und die deutsche Lyrik steht ihr darin gleich. May aber löst die Beiordnung in Relativ- und Partizipialsätze auf und wischt gerade den entzückendsten Duft von der Blüte.

Genug der Plagiate! Was soll man nun noch dazu sagen, daß May die Stirne besitzt, in „U n d F r i e d e a u f E r d e n “ (16.–20. Tausend) gerade mit Bezug auf China (S. 201 ff.) sich über die Reisenden mit gegebenen Vorurteilen und einseitigen Ansichten lustig zu machen? „Ihre Kenntnis ist – – – Photographie! Ihr ganzes, vielleicht außerordentliches reiches Wissen besteht aus leb- und seelenlosen Kamerabildern, welche in den aus Europa mitgebrachten Apparaten entstanden sind. Aus dem Vorurteile der kaukasischen Rasse werden die Films geschnitten, denen man die Unmöglichkeit zumutet, uns die chinesische Volksseele in allen, auch ihren tiefsten und geheimnisvollsten Regungen, treu, wahr und aufrichtig darzustellen.“ (S. 203.) Dieses Urteil Mays ist noch weniger als Photographie: Karl Andree hat es in seinem aus Dresden datierten Vorwort zu Huc und Gabet besser und – bescheidener just fünfzig Jahre vor Erscheinen von Mays „Und Friede auf Erden“ ausgesprochen.

Der nächste Aufsatz soll die Folgerungen aus den bisher mitgeteilten Plagiaten ziehen; dort werde ich dann zu gleicher Zeit beweisen, daß die Lektüre Mays trotz der anhänglichen Benutzung wissenschaftlicher Werke nichts weniger als eine „Bildungsgelegenheit“ ist, sondern vielmehr über fremde Länder und Völker ein durchaus falsches Bild vermittelt. Aber eine Bemerkung darf ich schon hier nicht unterdrücken: May macht mit Stolz allezeit die lange Reihe seiner Bücher geltend und wirft dem Professor Schumann gegenüber die Frage auf, ob er nicht wenigstens das Prädikat „fleißig“ verdiene. Nun, dieser Fleiß eigener Schöpferkraft ist mit unserem Hinweis auf die Plagiate schon recht beträchtlich zusammengeschrumpft. Dazu kommt, daß die langen läppischen Dialoge durchwegs sehr stereotyper Natur sind, und daß Herr May bei jeder Wiedervorführung der einmal geschaffenen Persönlichkeiten und Handlungsweisen sich in sehr ausgiebiger Weise selbst abschreibt. Ein Beispiel genügt, die Beschreibung Quimbo's.

„Am stillen Ocean“ S. 479 f.

„Quimbo bildete, besonders wenn er neben mir ritt, eine höchst seltsame, ja lächerliche Figur. Außer einem kattunenen Schurze, den er um seine Lenden geschlungen hatte, war er vollständig nackt und hatte seinen dunklen, mit starker, eckiger Muskulatur versehenen Körper mit Fett eingerieben“ u. s. w.

„Auf fremden Pfaden“ (31.–35. Tausend) S. 56 f.

„Uebrigens bildete er zu Pferde eine ziemlich seltsame Figur. Außer einem kattunenen Schurz, welchen er um seine Lenden geschlungen hatte, war er vollständig nackt und hatte seinen dunklen, mit starker, eckiger Muskulatur versehenen Körper mit Fett eingerieben“ u. s. w.

So werden zwei volle Seiten wortwörtlich wiederholt, eine Erscheinung, die sich alle Spannen lang bei May wiederfindet. Und diese billige Arbeitsweise hat man als „homerisch“ gepriesen! Übrigens ist diese Taktik Old Shatterhands eines seiner Geheimnisse. Mir sagte noch unlängst einer seiner Eingefleischten, daß das eben an May so schön wäre: wo man auch anfangs zu lesen, immer werde man durch diese Repetitionen auf dem Laufenden erhalten, man habe keine Mühe, sich in neue Gestalten und Situationen einleben zu müssen. – Auch ein Standpunkt!

Zum Schlusse ein Zeugnis aus dem engsten Kreise Mays. Aus Freiburg i. B. wurde mir dieser Tage geschrieben: „Zweitens sind diese (gestohlenen) Stellen in den Werken Mays solche Nebensachen, daß sie ohne Schaden auch hätten weggelassen werden können. Die Bücher wären darum nicht weniger interessant gewesen. Ja, ich bin überzeugt, daß manche Leser diese Stellen aus Mays Werken ganz überschlagen haben und sich gar ärgerten, weil sie die bei May stets im Fluß sich befindliche (!) spannende Handlung unterbrechen.“ Zu diesem hochinteressanten Geständnis habe ich nichts mehr hinzuzufügen.

Aus: Über den Wassern, Münster. 3. Jahrgang, Heft 7, April 1910, S. 235-245.

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, Januar 2018